

RICHARD OLIVER SKULAI

# Tiraki, Band 1

## Das Land der Gefahren

### Prolog

Im Jahre 67 vor Christus, als Tullia, die Tochter des römischen Beamten und Schriftstellers Cicero, zwölf Jahre alt war, nahm sie ihr Vater in den Sommerferien auf eine Reise nach Ägypten mit.

„Werden wir Piraten sehen?“ fragte Tullia während der Überfahrt. „Werden wir von Piraten gefangengenommen werden?“ Ihre schönen blonden Haare wehten im Fahrtwind, und sie sicherte vor Freude, als sie das sagte, „oh, das wäre aufregend!“

„Ich hoffe nicht“, erwiderte Cicero. „Mit Piraten ist nicht zu spaßen! Und wie du weißt, ist deine Mutter schwanger, da können wir uns Probleme wie diese nicht leisten.“

Besorgt wandte sich Terentia, Tullias Mutter, an ihren Gatten.

„Tullia hat Schwierigkeiten in der Schule. Sie lernt ihre griechischen Vokabeln nicht und liest statt dessen lieber phantasierte Fabeln. Sie ist so verträumt!“

„Ich weiß“, sagte Cicero, „ich weiß. Darum unternehmen wir ja diese Bildungsreise. Sie soll Gefallen an ernster Literatur finden und die Fabeln und Schundromane lassen.“

„Ich weiß, daß unsere Tochter intelligent ist“, sagte Terentia.

„Sehr intelligent“, bestätigte Cicero. „Und sie ist nicht nur ungewöhnlich klug, sondern auch überaus schön, Vorzüge, die nur wenige Frauen gemeinsam besitzen. Es wäre schade, wenn es ihr an Bildung fehlen würde. Aus dem Zustand der Tierähnlichkeit und Barbarei hat den Menschen allein seine Bildung herausgehoben. Wir werden sehen, ob wir in Alexandria ein gutes Buch für unsere Tochter auftreiben können!“

Im Hafen von Alexandria angelangt, begaben sie sich sofort zur großen Bibliothek. In der großen Eingangshalle, in der die Portraits der Weisen und Philosophen hingen, begrüßte sie Kleistos, ein alternder Bibliothekar. „Dies ist meine Tochter Tullia“, sagte Cicero. „Zeige ihr alles, was es an lehrreichen Dingen in der Bibliothek zu sehen gibt, und beantworte all ihre Fragen, so gut es geht. Sie ist eine römische Patrizierin und soll als solche behandelt werden.“

Kleistos führte das Mädchen in einen großen Saal, in dem sich, auf hohen Regalen gelagert, Tausende von Buchrollen befanden. Tullia wußte nicht, wo sie anfangen sollte. Wenige waren auf Lateinisch, und Kleistos mußte lange suchen, um sie zu finden. Einige waren auf Griechisch, und Tullia konnte nur wenig entziffern. Aber keines der Bücher interessierte sie.

„Und hast du ihr alles gezeigt?“ fragte Cicero, als sie zurückgekehrt waren.

„Alles, Herr, alles, bis auf die geheime Abteilung, die den Augen der Öffentlichkeit verwehrt ist.“

„Zeige ihr alles“, herrschte ihn Cicero an, „ich verlange es. Vor meiner Tochter gibt es keine Geheimnisse.“

„Wie soll das zugehen, Herr? Wir Bibliothekare haben unsere Vorschriften!“

„Du unterschätzt meinen Einfluß. Ich bin ein bedeutender römischer Staatsmann und habe Beziehungen zu den mächtigsten Männern der Welt. Es wird mir ein leichtes sein, im Falle der Weigerung, Intrigen zu spinnen. Ihr werdet keinen Krieg riskieren wollen!“

Eingeschüchtert durch die Rede Ciceros, führte Kleistos Tullia in einen großen Nebenraum. Dort waren Schriftrollen gelagert, die weit älter waren, als die, die sie zuvor gesehen hatte. Viele von ihnen waren verwittert. Da aber entdeckte Tullia zwischen den Rollen ein seltsames Buch. Es war aus einzelnen Blättern zusammengeheftet, mit einem metallenen Umschlag versehen und in einer unbekanntem Schrift geschrieben, und zwischen den einzelnen Worten war ein Abstand gelassen. Die Schrift erinnerte an lateinische Buchstaben, aber Tullia konnte kein einziges Wort entziffern. Die einzelnen Blätter bestanden aus einem ihr völlig unbekanntem Material. Als sie sie umschlug entdeckte sie Bilder phantastischer Fabeltiere, gräßlicher Riesen und Ungeheuer und zierlicher Zwerge, in leuchtenden Farben gemalt, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte. Stehend vertiefte sie sich in dieses Buch. Die Bilder ließen sie nicht mehr los. „Was hast du da“, fuhr Kleistos sie plötzlich an.

„Nichts – es ist nur ein Buch – ich stelle es gleich zurück.“

Kleistos nahm es ihr schnell aus der Hand und betrachtete es mit wachsendem Entsetzen.

„Was ist das denn für ein Buch?“ fragte Tullia, „ich habe so etwas noch nie gesehen!“

„Dies ist eines der ältesten Bücher der Menschheit“, erläuterte Kleistos, „wir kennen jedenfalls kein älteres. Es wurde vor über zehntausend Jahren niedergeschrieben, aber die Geschichte, die es erzählt, ist noch weit älter.“

„Wie ist es möglich, daß sich ein Buch so lange erhält?“

„Die Kunst seiner Herstellung war in dem Land, aus dem es stammt, weit fortgeschritten. Die Welt in jener Epoche war noch ganz anders als heute. Denn du mußt wissen: Alles, was

heute geschieht, geschah schon in längst vergangenen Tagen auf ähnliche Art, und auch das Künftige ist einst auf ähnliche Weise gewesen. Der Lauf von einer Epoche zur anderen gleicht einer Spirale. In immer neuen, engeren Kreisen quält sie sich langsam zu ihrer Vollendung hinauf.“

„Worin, glaubst du, wird diese Vollendung bestehen?“

„In etwas, das noch nie ein Mensch gesehen und noch in keines Menschen Sinn gekommen ist.“

„Aber was wird das sein?“

„Die Geburt der wahren Menschlichkeit“, erwiderte Kleistos mit einem leisen Seufzen in der Stimme. „Wann aber je die wahre Menschlichkeit erreicht sein wird, wann sich der Mensch mit vollem Recht ein menschliches Wesen wird nennen können, wer kann es wissen?“

„Erzähl mir mehr von diesem Buch!“ forderte Tullia. Und Kleistos begann:

„Vor vielen, vielen Tausend Jahren, als die Erde noch jung war und Ungeheuer die Wälder durchstreiften, lag jenseits der Meerenge, die man die `Säulen des Herkules´ nennt, weit draußen auf dem großen, unerforschten Ozean, nicht unfern der legendären Landmassen, die ihn umschließen und den unsichtbaren Wendepunkt der Welt bilden, ein blühendes Inselreich. Dort stritten mächtige Könige um ihre Vorherrschaft. Sie waren im Besitz von schrecklichen Waffen und wundersamen Maschinen, deren Herstellung uns heute unbekannt ist. Ein nur schwacher Wiederhall von ihnen findet sich in den Legenden der Götter. Den Donnerkeil des Jupiter und die geflügelten Schuhe Merkurs möchte ich beispielhaft nennen. Diese sind Spiegelungen der Macht und der verschollenen Wissenschaften jener vergangenen Tage. Die glänzenden Städte jener Menschen, ihre Sitten, ihre Sprachen und Weisheiten sind längst im Schoß des Vergessens versunken. Aber gegen Ende jener langen Epoche, die wir das `Silberne Zeitalter´ nennen, als über den Ländern die große Finsternis einzog, haben wir Kunde von einem Kind, das berufen war, in den Wirren seiner Zeit eine Fackel der Eintracht voranzutragen. Dies ist die Geschichte Tirakis, der ein König war, ohne ein König zu sein, ein König des Herzens, ein Knabe, dem es gelang, zur Zeit der großen Dämmerung ein Licht vorauszuwerfen in eine künftige Zeit. Dies ist die Kindheit Tirakis, des Friedensfürsten der Vorzeit. Seine Geschichte und die seiner Freunde ging durch Jahrtausende von Mund zu Mund, wurde endlich in Ägypten aufgeschrieben und durchwanderte in manchen Übersetzungen die Länder. Schau dir das Buch an und erkennen, daß die Welt in jenen vergangenen Tagen ganz anders als heute war und daß sie auch einst nicht sein wird wie heute.“

„Aber ich kann es nicht lesen.“

„Das wundert mich nicht. Aber es gibt eine Übersetzung in lateinischer Sprache, nachdem das Buch bereits in verschiedene alte Sprachen übersetzt worden war, die heute nicht mehr gesprochen werden. Es ist die einzige Exemplar in lateinischer Sprache, das wir haben.“

„Zeige es mir!“

„Wenn dein Vater mich nicht bedroht hätte – ich würde es nicht tun“, sagte der Bibliothekar.

„Aber gut, du sollst es sehen!“

Kleistos bestieg eine Leiter und reichte ihr das Buch von einem der oberen Regalen herunter. Es war mit Blei beschlagen, und die Bilder darin waren bis in jede Einzelheit dem Original nachgearbeitet, aber die Seiten bestanden aus Papyrus.

„Darf ich es mitnehmen?“ fragte Tullia.

„Auf gar keinen Fall. Es muß geheim gehalten werden. Die volle Kenntnis seines Inhalts ist nur den Eingeweihten gestattet. Wenn das Wissen, das in diesem Buch enthalten ist, unter das Volk gelangte, wäre die Welt in höchster Gefahr.“

„Aber warum?“

„Die Sklaven würden gegen ihre Herren aufbegehren, und die Bürger gegen ihre Vorsteher und Könige. Sie würden begehren, das zu vollbringen, was die Menschen jener fernen Zeit vermochten und was einst ihren Untergang besiegelte. Und sie würden alles, was die Zukunft bringen wird, vor seiner Zeit entdecken und damit ihren eigenen Untergang desto schneller herbeiführen.“

So sprach der Bibliothekar und reichte Tullia das Buch. Sie nahm es und verbarg es in den Falten ihrer Tunika. Nach einer Weile, während sie tat, als würde sie es betrachten, reichte sie Kleistos das Original, das sich noch im unteren Regal befand.

Es gelang ihr, das Buch nach Rom zu schmuggeln. Schon am nächsten Morgen nach ihrer Rückkehr begab sie sich in den Garten hinunter, zwischen die blühenden Hyazinthen. Philina, die griechische Sklavin, hatte ihr einen Kranz von Rosen ins blonde Haar geflochten, um sie zum Frühlingsfest zu schmücken. Sie zog das Buch hervor und las den Titel, der in großen lateinischen Lettern aufgesetzt war: TIRACI PUER MARIS (Tiraki, das Kind aus dem Meer). Die Singvögel trillerten und zwitscherten durch den Garten, die Tauben gurrten von den Dächern herab. Vom Balkon des mehrstöckigen Wohnhauses gegenüber hörte Tullia die raue Stimme der Wirtin Claudia rufen: „Chloé! Chloé, was stehst du hier untätig herum! Du lebst nicht zum Träumen in unserem Haushalt! Du sollst doch die Kleider ausklopfen! Und jetzt stehst du da, als wärest du im Stehen eingeschlafen!“

„Ich bitte um Verzeihung, Herrin!“ sagte die junge Sklavin, „aber ich sah dieses Mädchen im Garten des ehrenwerten Hauses gegenüber. Es ist die Tochter angesehener Eltern. Es träumt dort unten und liest. Ihr Anblick ließ einige Zeit mein Los als Sklavin vergessen!“

„Das ist das Vorrecht der Jugend“, erwiderte Claudia, „Wenn man ein Mädchen ist, hat man noch Träume. Man durchstöbert die Buchhandlungen und liest phantastische Romane. Man träumt von den Sternen und glaubt an ein Leben nach dem Tod. Wir Erwachsenen aber wissen, daß man nicht zu den Sternen kommen kann und die Sterne nicht zu uns kommen. Wir wissen, daß es kein Leben nach dem Tod gibt und nur die Nacht des dunklen Grabes auf uns wartet. Wir wissen, daß die Träume und Hoffnungen der Jugend enttäuscht werden müssen. Nun, das ist nun einmal so, das ist der Lauf der Dinge, und wir müssen ihn akzeptieren. Es ist nur gut, daß wir im Grab nichts mehr wissen von unseren enttäuschten Hoffnungen“

„Glaubt Ihr wirklich, Herrin, daß es so ist?“ fragte Chloé mit entsetztem Augenaufschlag.

„Daß was so ist?“

„Daß nach dem Tod alles aus ist?“

„Wie sollte es sonst sein? Oder glaubst du vielleicht an die Unterwelt oder an all die vielen menschlichen Götter, die den Olymp bevölkern sollen? Das sind Volksmärchen, die unser Staat von den Griechen übernommen hat, weil die Leute eben an etwas glauben müssen, wenn ein Staat funktionieren soll. Aber wie gesagt: Romane lesen und Träumen nachhängen, das ist ein Vorrecht der Jugend. Du aber mach dich wieder an die Arbeit, denn dazu bist du im Haus!“

Tullia aber saß im Garten und hörte dem Gesang der Vögel zu. Dann schlug sie das Buch auf und las.